

Mireille Geus: Madame Jeanette, blz. 35 t/m 43 en 100 t/m 103

Vertalster: Elvira Bittner, www.elvira-bittner-uebersetzung.de

Blz. 35 t/m 43

3

In unserem Gartenhaus auf dem Campingplatz in Schagen schien immer die Sonne. Das Gras dort war immer frisch gemäht, die Eiswürfel aus dem kleinen Gefrierfach klimperten fröhlich in den Limonadegläsern der Kinder und im Whisky der großen Leute.

Wir standen in einem dunklen Stall: Aldo, Felicia und ich. Wir durften Milch beim Bauern holen. Unsere Mutter und mein Vater waren stolz, dass ihre Kinder wussten, dass Milch nicht in Tüten wuchs. Wir hatten zwei kleine Aluminiumkannen dabei, wo die Milch hineinsollte. Ein Liter pro Kanne.

Der Bauer war beschäftigt, und so standen wir im Stall bei der Kuh und warteten. Aldo schubste mich und ich schubste zurück. Ein Mädchenschubser.

„Aufhören“, sagte Felicia, die die Scherereien schon kommen sah.

Aldo schubste mich wieder und ich schubste zurück, diesmal kräftiger, er verlor das Gleichgewicht, geriet mit einem Fuß in die Rinne unter der Kuh. Hastig zog er seinen Fuß heraus, aber zu spät. Er triefte nur so von grünlichem Modder, der schrecklich stank.

Der Bauer kam herein und grinste, als er es sah.

Er stellte einen Hocker neben die Kuh, zog an den Zitzen ihrer Euter. Wässrige Flüssigkeit strömte in den Eimer. Kurze Zeit später goss er die zwei Kannen voll und Felicia gab ihm das Münzgeld. Felicia als Älteste trug einen Liter, Aldo als der Mittlere auch, und ich als Jüngste hüpfte hinterher, froh, dass wir aus dem dunklen Stall draußen waren, wo mir die Gerüche in der Nase brannten.

Am Eingang vom Campingplatz befand sich ein Wasserhahn. Der durfte aber nur von Erwachsenen benutzt werden. Es hing ein Schild darüber, auf dem das in roten Buchstaben geschrieben stand.

Felicia lief hin und forderte Aldo auf, näher zu kommen. „Komm“, sagte sie, „komm schnell her mit deinem Fuß.“

Aldo ging zögernd zu ihr.

„Das darf man nicht“, sagte ich. Ich war zwar die Jüngste, aber ich wusste ganz genau, was man durfte und was verboten war.

„Mund halten!“, blaffte Felicia mich an.

Aldo streckte seinen Fuß aus und sie ließ schnell kaltes Wasser darüber laufen. Ein Teil von dem grünen Modder floss damit weg.

Der Chef vom Campingplatz kam aus seinem Schuppen gelaufen. „Haut bloß ab!“, rief er.

Felicia drehte den Hahn zu, packte die Milchkannen und wir rannten so schnell wir konnten zu unserem Häuschen.

Wir waren ganz außer Atem, als wir dort ankamen, und mein Vater sah sofort, was schief gelaufen war. Er ließ seinen Besuch sitzen und stellte zwei Stühle auf die Wiese in die Sonne. Unsere Mutter wollte Einwände erheben, aber er winkte Aldo entschlossen zu sich. „Setz dich.“ Er selbst nahm auf dem anderen Stuhl Platz.

Felicia begann zu erzählen, wie alles gekommen war, dass es meine Schuld war und ...

Mein Vater hob die Hand, er grinste mich an. Ich grinste breit zurück.

Aldo stand immer noch.

„Setz dich ruhig hin“, sagte mein Vater freundlich. Er ging ins Haus und kam mit sechs Gläsern und einem Beistelltisch zurück. Er stellte alles darauf, verteilte den Liter Milch auf die sechs Gläser und machte eine einladende Gebärde. Zögernd nahm Aldo ein Glas und trank es leer. Wieder machte mein Vater eine einladende Gebärde. Aldo machte sich an das zweite Glas.

Mein Vater fing an, die Milch anzupreisen, dass nichts über frische Milch ging, einfach so aus der Kuh. Ob wir wirklich wussten, wie gesund sie war, wie wohlschmeckend, wie gut für unsere Knochen.

Aldo rülpste unbehaglich, während er das zweite Glas trank; mein Vater nickte ihm ernst zu.

„Ein bisschen flotter darf es schon sein“, sagte er, als das Glas leer war, und nickte zu dem dritten Glas.

Aldo setzte sich auf den Stuhl.

Ich schaute meinen Bruder an, seine flache Nase, so anders als meine und die von meinem Vater; ich hatte die Nase meines Vaters geerbt und das nahm er als Kompliment.

Ich sah die tiefschwarzen Augen meines Bruders, mit dem Weiß darum herum, das immer gelb aussah. Aldo schaute zu dem dritten Glas und begann zu erklären, warum es nicht seine Schuld war, sondern ...

Mein Vater machte eine einladende Gebärde zu dem dritten Glas. Als Aldo anfang zu trinken, begann mein Vater darüber zu reden, dass der Fettgehalt so hoch war. Er ließ die Milch im vierten Glas bis an den Rand laufen und hielt das Glas dann wieder senkrecht, sodass wir eine dicke Fettschicht am Rand kleben sahen.

Unsere Mutter sagte: „Schatz, es ist jetzt genug.“

Sie warf einen Blick zu der Besucherin auf der Terrasse, lächelte ihr zu.

Mein Vater sagte: „Er muss wissen, dass wir hier keine Waschmaschine haben, dass die Kleider, die man am Leib hat, das ganze Wochenende halten müssen. Das hätte er schon längst wissen müssen, nicht?“

Er klang nett und überhaupt nicht böse.

„Er ist ein Kind“, sagte meine Mutter.

„Ja, dein Kind“, pflichtete er ihr bei, „ein Kind, das gerade ein gesundes Glas Milch von seinem Stiefvater bekommt.“

Auch mein Vater lachte kurz der Besucherin zu.

Dann nickte er zu dem vierten Glas. Aldo gab einen säuerlichen Rülps von sich.

Er rutschte unruhig auf seinem Stuhl herum. „Ich möchte nicht mehr“, sagte er.

„Daran hättest du denken sollen, als du im Stall gestanden hast“, sagte mein Vater, „dass genug einfach genug ist.“

Was ging hier eigentlich vor sich? War mein Vater so nett, dass er Aldo die ganze leckere Milch trinken ließ? War mein Vater böse, und gab ihm trotzdem die ganze leckere Milch? Die Milch war doch lecker?

Aldo griff nach dem vierten Glas und nahm einen Schluck. Er würgte und spuckte sie zurück ins Glas.

Aldo stellte das Glas auf den Tisch und wischte sich mit der Hand den Mund ab.

„Die zwei nicht mehr, lass ihn“, sagte unsere Mutter jetzt. „Ihm ist schlecht. Du hast schon klar gemacht, worum’s dir geht.“

„Das weiß ich noch nicht so ganz genau“, sagte mein Vater grüblerisch.

Aldo nickte, nickte, nickte, sein Kopf fiel beinahe davon herunter.

„Wenn du die zwei Gläser noch leer trinkst“, sagte mein Vater, „dann hast du deine Ruhe.“ Er wies auf Glas fünf und sechs.

Aldo riss die Augen auf; er schaute in panischer Verzweiflung zu unserer Mutter, dann zu meinem Vater.

„Ich mach’s nie wieder“, sagte Aldo.

„Wenn du die Gläser stehen lässt“, sagte mein Vater, „was natürlich geht, dann könnte es sein, dass ich früher oder später doch denke: Nein, er hat seine Lektion noch nicht gelernt, und dass ich dann wieder ...“

Aldo packte Glas fünf und stürzte es hinunter, was schwierig war, weil das, was er hinunterschluckte, immer wieder nach oben kam, sodass er es wieder hinunterschlucken musste.

Es wurde mir jetzt selber schlecht davon.

Unsere Mutter hätte Pudding machen sollen mit der Milch, aber ich wusste ganz bestimmt, dass ich den nicht mehr wollte, auch nicht ohne Haut.

Aldo setzte das sechste Glas an die Lippen und schaute nochmals flehentlich zu unserer Mutter. Sie hatte zwar eine Träne auf ihrer Wange, aber sie sagte nichts, tat auch weiter nichts. Aldo setzte das Glas an die Lippen, trank, rülpste, trank, hustete, erbrach ein bisschen, schluckte und schluckte, bis der Boden erreicht war.

Mein Vater stand auf und klopfte ihm sanft und aufmunternd auf die Schulter. „Gut so, Junge. Die darfst du drinnen gleich abspülen gehen.“ Er wies auf die Gläser und ging dann weg, zu der Terrasse, wo die Besucherin wartete. Hin zu den klimpernden Eiswürfeln, zur Sonne.

Aldo stapelte die Gläser aufeinander, ging in die Küche, öffnete gleichzeitig den Wasserhahn und seinen Mund, sodass ein saurer Strom aus seiner Kehle schoss. Ich hoffte, dass mein Vater auf der Terrasse blieb, es tat mir schon lange leid, dass ich Aldo geschubst hatte.

Dienstfertig griff ich nach dem Geschirrtuch, um das gespülte Glas abzutrocknen.

Felicia war auch da und zischte: „Hau bloß ab, du, du hast schon genug Elend angerichtet.“

„Verzeihung“, sagte jemand, und ich schreckte aus meinen Gedanken hoch. Der Mann beugte sich vor mir nach unten, schnappte sich vier Tüten Milch und ging weiter.

Ich hatte eine offene Milchtüte in der Hand und mir war übel, ich musste aufstoßen. Dann griff ich mir einen Becher Joghurt aus dem Regal und rannte zur Kasse. Die halbleere

Milchtüte stellte ich einfach auf das Laufband; sie fiel um, als sie an das Ende kam. Es lief ein wenig Milch heraus, die mir vorkam wie Blut.

Schnell nach Hause, schnell nach Hause, hämmerte es in meinem Kopf. Lass mich bitte schnell nach Hause kommen.

Die urplötzliche Erinnerung, diese glasklare Erinnerung, ich hatte das wirklich so erlebt. Ich wusste es sofort, spürte es in meinem Bauch, sah alles vor mir. Ich, die Prinzessin meines Vaters, auf ihrem komfortablen Platz, auf ihrem *beinahe* komfortablen Platz. Da kam ich her, so war ich aufgewachsen.

Ich rannte das letzte Stück nach Hause, den Becher Joghurt unter den Arm geklemmt.

Erst drinnen sah ich, dass ich neben dem Joghurt noch etwas anderes in der Hand hatte.

Ein Kärtchen. So ein weißes Pappkärtchen, das Leute im Supermarkt aushängen, um Gesuche und Angebote darauf zu schreiben. Wie war mir das nur in die Hand gekommen? *Surinamischer Weihnachts-Kochkurs*, las ich.

Das Kärtchen aus dem Supermarkt mit der Nummer von einem surinamischen Weihnachts-Kochkurs lag auf meinem Schreibtisch. Das bedeutete: heute noch was damit anstellen.

Heute waren wieder hunderttausend Leute um mich herum, obwohl ich allein in dieser Wohnung war. Ich kaufte ein paar Domainnamen und begann sie aufs Geratewohl zu befüllen, indem ich von anderen Websites etwas wegnahm und dort anklebte.

Ab und zu überkam mich der Wunsch, Kenneth anrufen, seine Stimme zu hören. Es war seltsam, dass das erste, woran ich mich nicht mehr so gut erinnern konnte, seine Stimme war, obwohl ich sie doch eigentlich so liebte.

Die Stimme war dunkel mit einem Anflug von Heiserkeit, und wenn ich sie hörte, dann wusste ich immer sofort: Das ist er.

Ich machte langsam weiter und arbeitete mich so durch die Stunden des Tages hindurch. Ich tippte mit den Fingern der linken Hand, verbesserte sorgfältig die Fehler. Zögerte lang beim Aussuchen von Anzeigen, die den Inhalt betrafen. Ging oft in die Küche, um etwas zu trinken zu holen. Dort hing unter der Uhr das eine Wort, groß: Heimatgefühl. Zuallererst wollte ich kochen lernen und auch ein bisschen an früher denken, an das Zuhause, das ich gehabt hatte, sodass ich ihm „einen Platz geben konnte“, wie Rosa sagte, die ich hasste, wenn sie solche Sachen sagte, mit großen hässlichen Worten. Aber wenn ich diesen Worten nachlauschte, dann wusste ich, dass sie recht hatte, wie immer.

Die Domainnamen von heute waren befüllt mit dem, was ich hatte finden können, jetzt musste ich mir selbst noch was ausdenken, je spezieller, desto besser. In der Küche schaute ich nochmal auf das Wort unter der Uhr und seufzte.

Die Liebe des Mannes ging doch vor allem durch den Magen? Wenn ich bald kochen konnte, dann würde er mich wieder zurücknehmen. War es schon Essenszeit?

Ich wollte etwas anderes als üblich, obwohl der Grieche und der Mexikaner auch nach Hause lieferten. Einen typisch holländischen Sauerkrauteintopf mit Wurst und Bratensoße, darauf hatte ich Lust. Das verkauften sie bei dem Metzger hier in der Nähe. Vielleicht war ich noch gerade rechtzeitig dran. Wegen des Wetters schien es schon spät am Abend zu sein, aber eigentlich war es gerade mal später Nachmittag, ein dunkler Novembertag kurz vor dem Jahrtausendwechsel.

Nur hatte ich überhaupt keine Lust, das Haus zu verlassen, nicht nach dem, was gestern im Supermarkt mit der Milchtüte geschehen war.

Darum rief ich den Metzger an, sagte, dass ich krank im Bett lag und so gern was aus seinem Geschäft essen würde, was Selbstgekochtes. Es funktionierte. Er versprach, es nach Ladenschluss bei mir vorbeizubringen und verlangte nichts extra dafür.

Später war von selbst jetzt geworden; ich wählte also die Nummer von dem surinamischen Weihnachts-Kochkurs. Es nahm fast sofort jemand ab.

„Ja?“ Eine Frauenstimme.

„Hallo“, begann ich, „ich bin Eleonora und ich habe im Supermarkt ein Kärtchen mit ‚Surinamischer Kochkurs‘ gesehen. Bin ich da richtig?“

„Ob du richtig bist, kann ich nicht sagen“, sagte die Stimme mit einem schweren surinamischen Akzent. „Du musst selber wissen, ob du richtig bist, aber bei mir kannst du kochen lernen, ja.“ Dann ein langes, schallendes Gelächter, eins, das sich immer wieder selbst zum Lachen brachte. Es wollte kein Ende nehmen.

„Können Sie ein bisschen mehr darüber erzählen?“

„Natürlich“, sagte die Stimme, „wir werden von morgen an zusammen kochen, morgen und übermorgen, dann zwei Wochen zu Hause üben und dann wieder zwei Tage kochen, dann eine Woche, um alles für eine gemeinsame Feier am ersten Weihnachtstag vorzubereiten. Wir sehen uns also fünf Tage, und vier davon kochen wir.“

Vier Tage kochen? Es schwindelte mir jetzt schon davon; den ganzen Tag in der Küche zubringen? Um dann am ersten Weihnachtsfeiertag alles in einer Viertelstunde zu verschlingen? In meinem ganzen Erwachsenenleben hatte ich kaum mehr als vier Tage in der Küche gestanden.

„Und was machen wir eigentlich? Lerne ich das erst oder muss ich es schon vorher wissen?“, fragte ich, um Zeit zu gewinnen.

„Das sind viele Fragen“, sagte die Frau. Das Lachen saß verborgen in ihrer Stimme, bei allem, was sie sagte. „Aber ein Workshop ist ein Ort, wo wir etwas tun, du lernst also beim Tun.“

Dann nannte dir Frau einige surinamische Gerichte, bekannte Gerichte wie Pom und Roti, aber auch ein paar unbekanntere. Sie sagte die Namen der Gerichte langsam, als würde sie jedes Wort kosten. Schließlich nannte sie einen Betrag, der in bar zu bezahlen war.

„Das ist natürlich ohne die Zutaten.“

Für die Hälfte des Geldes hätte ich mir eine ganze Woche Essen liefern lassen können.

„Natürlich“, antwortete ich, „und findet es statt?“

„Selbstverständlich, es findet immer statt, wir müssen doch essen?“ Sie begann wieder zu lachen.

Vier Tage Kochen bedeutete Ablenkung von meinem Liebeskummer, Ablenkung von meiner Arbeit, und so kurz vor den Feiertagen konnte ich ohne Weiteres frei nehmen und verdiente trotzdem weiter. Und was auch wichtig war: Ich würde an Weihnachten nicht allein sein. Also rief ich durch ihr Gelächter hin: „Dann melde ich mich an.“

Die Frau lachte weiter bis sie fertig war und sagte dann ruhig: „Schön, dann sehe ich dich morgen.“

Ich schluckte – ja, morgen schon.

Sie gab mir Uhrzeit und Adresse. „Ich heiße übrigens Dushi, und du Leonora, wie?“

„Ja“, sagte ich überrascht.

Ich bewunderte Leute, die sofort beim ersten Telefonat deinen Namen verstanden und ihn sich auch noch merken konnten.

„Wir sehen dich morgen“, sagte Dushi und legte auf.

Ich unterdrückte den Impuls, nochmal anzurufen und zu fragen, wer „wir“ waren, und auch den Drang, Kenneth anzurufen und ihm zu sagen, dass ich was für mich organisiert hatte an Weihnachten, dass ich es schön haben würde. Dass ich in einer gemütlichen Runde zusammen mit anderen sein würde.

„Soll ich von der Kaiserin erzählen, die auf Reisen ging?“, fragte meine Mutter.

Sie saß in ihrem schönen Kleid auf meinem Bettrand. Das Kleid war ihr zu groß geworden, es schlackerte um sie herum, aber der Stoff war immer noch wunderschön.

Im vergangenen Jahr war sie viel im Krankenhaus gelegen, und wenn sie im Krankenhaus lag, nahm sie ab, denn sie fand das Essen dort schauerhaft.

„Das Essen riecht widerlich und sauer“, sagte sie, „und schmecken tut es noch schlimmer.“

Sie begriff nicht, warum kranke Menschen so schlechtes Essen bekamen, als wäre Kranksein nicht schon Strafe genug.

Die Geschichte von der Kaiserin, die auf Reisen ging, erzählte sie jetzt, da sie wieder zu Hause war, regelmäßig. Ich fand die Geschichte sehr schön, aber eigentlich auch zu traurig, um sie wirklich genießen zu können, oft konnte ich auch nicht gut schlafen davon. Aber sie wollte sie mir gerne erzählen.

„Gut“, sagte ich.

„Es war einmal eine Kaiserin“, begann sie, „die Kaiserin wohnte schon lange in einem schönen Land, aber trotzdem wurde es eines Tages Zeit für sie, anderswohin zu reisen. In ein anderes Land, wo alles anders war als alles, was sie kannte. Sie durfte gar nichts mitnehmen und das fand sie sehr schade, denn sie liebte alles sehr, was sie hinter sich lassen musste.“

Meine Mutter erzählte weiter von der Kaiserin, die so plötzlich diese Reise wagen musste. Eigentlich hatte sie gar keine rechte Lust darauf, aber es musste nun mal sein, und da es sein musste, versuchte sie, das Beste daraus zu machen. Von einigen Dingen und Menschen konnte sie sich verabschieden und von anderen Dingen und Menschen nicht.

Beim Abschiednehmen, das meine Mutter immer in aller Breite beschrieb, versuchte ich nicht zu heulen, aber es fiel mir schwer. Ich war immer wieder froh, wenn der Teil kam, wo sie endlich wegging.

„Sie nimmt die Dinge und die Menschen, von denen sie sich nicht verabschieden kann, für immer in ihrem Herzen mit“, endete meine Mutter. Sie drückte auf die Stelle, wo ihr Herz war, und danach auf die Stelle, wo mein Herz war.

Das einzig Schöne an der Geschichte war, dass sie mich am Schluss immer kitzelte.

Dass sie mir mit der Geschichte viel mehr sagen wollte als ich damals begreifen konnte, wurde mir erst später klar.

Ein paar Wochen später stand Felicia bei den Pfadfindern im Gang und wartete auf mich; unsere Mutter fühlte sich schon seit ein paar Tagen nicht so gut. Als ich Felicia sah, begann ich sofort zu weinen.

„Es war doch schon vorbei, Leonora?“, sagte die Leiterin verzweifelt; sie hatte einen riesigen Unterbau und eine schlanke Taille. Ich hatte die Stunde davor fast nur geheult, trotz der Gläser mit Wasser, die sie mir zu trinken brachte.

„Was ist denn los?“, fragte Felicia an mich gewandt, woraufhin ich noch lauter zu heulen begann, was eigentlich gar nicht möglich war.

„Sie ist hingefallen, als wir draußen waren“, sagte die Leiterin. „Es sah eigentlich gar nicht so schlimm aus, aber sie konnte nicht mehr aufhören zu weinen.“

Felicia sah sich das Loch in meinem Pullover an und kniete sich dann vor mich hin, um ausführlich die Wunde auf meinem Knie zu begutachten.

„Wird schon wieder“, beruhigte sie mich.

„Genau“, sagte die Leiterin.

„Komm“, sagte Felicia zu mir, „wir gehen jetzt erstmal nach Hause.“

Als wir außer Sichtweite der Leiterin waren, drückte Felicia mich an sich. Sie tröstete mich so lange, bis ich aufhörte zu heulen und nur noch ab und zu einen heftigen Schluchzer von mir gab.

„Ich versteh das schon“, sagte Felicia, „manchmal ist einfach alles zu viel.“

Ab und zu hörte ich sie im Bett weinen.

Wir gingen die zwei Treppen hinauf und sie setzte in der kleinen Küche Tee für uns beide auf. Auf der Anrichte stand die Brottrommel meines Vaters mit einem Gebäckstück für mich. Ich öffnete die Trommel und bat Felicia, das Gebäck in zwei Hälften zu schneiden; ich durfte nämlich nicht an die Messer ran. Sie tat es und ich nahm zwei kleine Teller und legte auf jeden eine Hälfte und schob ihr einen Teller zu. Sie zog für einen kurzen Moment die Augenbraue hoch – ich teilte mein Gebäck sonst nie -, aber dann lächelte sie und nahm einen großen Bissen.
